ständnis bringen; wir müssen ihnen klar machen, was es bedeutet, wenn Murat Halstead sagt: „Die Deutschamerikaner sind das Salz der Erde“, und es ihnen beweisen, dass jeder einzelne von ihnen dazu berufen ist, ein solches Salzkorn zu sein, es jedoch nicht werden kann, ohne die Urquelle des Deutschamerikanertums zu kennen, die Geschichte der Deutschen.

Goethe und Schiller.

Festrede, gehalten bei der Enthüllung des Goethe-Schillerdenkmals in San Francisco am 11. August 1901.

Von *Prof. Julius Goebel,* Stanford University, Cal.

Wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land — —
Hölderlin.

Das schöne Dichterwort hat sich auch heute erfüllt, und es ist uns, als sei der Genius unseres Volkes mit uns gezogen und blickte nun in seiner edelsten künstlerischen Gestalt aus dem Denkmal des Dichterpaares freundlich winkend, mahned und Herz und Geist zum Höchsten weisend, auf uns herab. Und das alte Weimar steigt in seiner weltverlorenen heiligen Stille vor unserem Geiste herauf, es scheint, als erhebe sich hinter dem Standbilde die Kunststätte, von der die beiden zu ihrem Volke, zu der Menschheit sprachen, und in den hohen Bäumen des stillen Parkes, der Pflanzung Goethe's, scheint es zu rauschen, als wehe der Genius des Grossen dort immer noch in den Zweigen und flüstere uns zu: Haltet fest an dem Schatz, den wir euch hinterliessen. —

Wenn sich nun so Vergangenheit und Gegenwart in dieser Feierstunde verschlingen, dann ist es nicht leicht, in wenigen Worten zu deuten, was uns warm im Gefühle lebt: warum wir in dem grossen Dichterpaare den Genius unseres Volkes verkörpert finden. Denken wir heute an Goethe und Schiller, dann erscheint vor uns nicht bloss das grosse Dichterpaar, das in Freundschaft zusammen lebte und schuf, es ersteht vor uns der ganze Bildungsschatz unseres Volkes, das Höchste, was der Deutsche im Laufe seiner Geschichte erreichte. Es gab eine Zeit, die Schiller als den grösseren Dichter pries, und dann wieder hob man Goethe als den Gewaltigeren auf den Schild. Heute dringt langsam die Erkenntnis durch, dass beide Dichter zusammen erst das ausmachen, was wir als deutschen Genius verehren. Und darum verehren wir in beiden das Höchste, was uns Deutschen im Geistesgebiete zu verwirklichen be-

schieden gewesen ist, weil sie das *Menschliche* darstellen, wie es in solcher Vollendung bei keinem anderen Volke erschienen ist.

Verschieden sind die Versuche gewesen, die Einheit zu bestimmen, jenes Ganze in Worten auszusprechen, das über dem Wesen der beiden schwebt. Schon Goethe hatte dies Ganze im Sinne, wenn er von Schiller als der ergänzenden Hälfte seines Daseins spricht. Aber am besten hat es Schiller in bestimmte Formel zu fassen gesucht in einem seiner bedeutendsten Aufsätze, der geradezu von seinem Verhältnis zu Goethe handelt. Von dem Gegensatz ausgehend, den jeder von uns erlebt, und den die Sprache mit den Worten Natur und Geist, Sinnlichkeit und Vernunft ausdrückt, sucht er der Verschiedenheit in seiner und des Freundes Geistesrichtung nahe zu kommen. Er unterscheidet zwischen dem naiv schaffenden und dem bewusst arbeitenden Dichter, dem Realisten und dem Idealisten. Hält sich der Realist an die Erfahrung und lässt die Natur frei in sich walten, dann tritt ihr der Idealist mit den Forderungen der Vernunft gegenüber und wahrt das heilige Recht des Willens. „Zieht man von beiden Charakteren das eigentliche Poetische ab, dann bleibt von dem Realisten nichts übrig als ein nüchterner Beobachtungsgeist, eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnis der Sinne, eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit der Natur, das heisst also *eine Ergebung in das, was ist und was sein muss.* Vom Idealisten aber bleibt nichts als ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, ein moralischer Rigorismus, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht."

Man mag die Verschiedenheit der menschlichen Geistesrichtungen und Naturen anders zu bezeichnen versuchen, schwerlich möchte es aber gelingen, den Gegensatz schärfer zu fassen, der alle Geister im Grunde zu trennen scheint. Wer erkennte in dem Realisten nicht Goethe wieder, wie er sein Leben lang geneigt war, den Sinnen zu trauen, fast willenlos die Natur in sich walten zu lassen und der Ausbildung seines Ich zu leben. Und wer sähe in dem Idealisten nicht Schiller, wie er die Wirklichkeit an dem Ideale misst, das Gebot des selbstbestimmenden freien Geistes predigt, und, ein Prophet, die unveräusserlichen Rechte der Menschheit verkündet. Es ist, als habe sich das idealistische 18. Jahrhundert und das anbrechende 19. Jahrhundert mit seinem Drang zur Erfassung der Wirklichkeit in den beiden Dichtern verkörpert. Aber die Gefahr lag nahe, dass Goethe sich an die Sinne, an die Wirklichkeit verlor, dass Schiller sich in das Wolkenheim der Spekulation verstieg. Da findet jenes denkwürdige Zusammentreffen beider statt, bei dem Goethe seine Entdeckung der Metamorphose der Pflanze vorträgt, die Schiller nicht für eine Thatsache nimmt, sondern für eine Idee erklärt. Und nun können wir das grossartige Schauspiel verfolgen, wie die beiden Männer, die sich der entgegengesetzten Richtung ihres Geistes bewusst sind, sich

langsam finden, um sich an einander zu ergänzen und zu erhöhen. Wohl hat es in allen grossen Epochen des menschlichen Geistes Männer gegeben, die einen ähnlichen Gegensatz zu einander bilden, aber nirgends in der Geschichte bietet sich der erhebende Anblick, dass zwei Männer über den Gegensatz ihrer Natur hinweg das Ganze, die Einheit suchen.

„Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Grosses wirket ihr Streit, *Grösseres* wirket ihr Bund",

singt Schiller. Zwischen den beiden Dichtern erhebt sich als leuchtendes Ideal die Einheit ihrer Kräfte, jenes Höchste, was dem Deutschen zu verwirklichen vergönnt war. Und wieder ist es Schiller, der dies am schärfsten und klarsten ausspricht: Nicht im Realisten und nicht im Idealisten erscheint das Ideal schöner Menschlichkeit und damit des wahren Dichters, sondern in der Vereinigung beider, in ihrem Bund zu einem höheren Dritten. Und so gewahren wir nun, wie sich Schiller an Goethe, Goethe an Schiller zu vervollkommnen sucht, wie Schiller es lernt, der Wirklichkeit treuer und liebevoller nachzugehen, und wie Goethe dem Freund in das Land der Ideale nachfolgt. Und die Frucht des einzigen Bundes, der auch für die Versöhnung der Gegensätze unserer Zeit ewig vorbildlich bleibt, ist die Dichtung gewesen, die nach Schillers Wort „zugleich ganz ideal und doch im tiefsten Sinne real ist", die Dichtung, der es verliehen ist, den Geist des All zu ergreifen und in körperliche Formen zu kleiden." —

Ja, dem Frühling gleich keimte und sprosste es, als jener Genius, den wir heute feiern, unter unserem Volke wandelte. Das ist ja das Grosse der deutschen Dichtung, die aus jenem Bunde entsprosste, dass sie kein nationaler Schmuck ist, den man in Feierstunden bewundert oder anlegt, sondern die schönste vollendetste Menschheit selbst. Kein anderes Volk hat es wie das deutsche ergriffen, dass der eigentliche Gegenstand der Dichtung der Mensch ist. Daher kommt es denn auch, dass alles Forschen nach dem Wesen der Poesie und des Schönen zugleich ein Forschen nach dem Wesen des Menschen ist. Zwar haben sich seit dem 17. Jahrhundert auch die übrigen Kulturvölker Europas um die Erkenntnis des Schönen bemüht, aber den Franzosen blieb die Poesie stets ein Spiel des Witzes und Verstandes, und die Engländer brachten es nur zu Ahnungen des Wahren. Dem Deutschen erst ging in der Zeit unserer klassischen Dichtung die Einsicht auf, dass in der Schöpferkraft des Dichters die Natur selbst wirke, dass der Dichter, das Genie, der ganze harmonische Mensch sei, dessen Aufgabe es ist, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben.

Humanität, schöne Menschlichkeit sind Worte, die heute, wo wir gern vom Kampf ums Dasein reden, schon im Verblassen sind. Aber es gilt, sie wieder in aller Farbenpracht aufzufrischen, um uns des Schatzes in seinem ganzen Umfang bewusst zu werden, an dessen Be-

wahrung uns der Genius Goethes und Schillers heute mahnt. Man hat mit Recht gesagt, dass das letzte Ziel der grossen Geistesbewegung, deren Hauptvertreter Goethe und Schiller sind, die Erneuerung und Wiedergeburt des Menschenwesens war. Oder wie Schiller es bewusst ausdrückt:

„Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt wo? In der dichtenden Kunst."

Und dies hohe Amt der Erneuerung war den deutschen Dichtern darum zugefallen, weil sie in der Stille ihres Herzens die heilige Flamme reiner Natur gehütet hatten. Nun loderte sie hell auf, Licht und warmes Leben über die ganze Welt verbreitend. Es ist nicht von ungefähr, dass es in Deutschland war, wo man zuerst das Wesen der Volkspoesie erkannte, jener Laute, in denen die Natur mit der unwiderstehlichen Macht der Wahrheit ergreifend und erschütternd an unser Herz rührt. Und seines Priesteramtes bewusst, durfte Schiller von sich und Goethe das stolze Wort sprechen: *„Wir Dichter sind die Rächer und Bewahrer der Natur"*. Das war es ja, warum Goethe und Schiller schon bei ihrem ersten Auftreten die Herzen der Zeitgenossen bezwangen: dass in ihren Werken zum erstenmal wieder die Sprache der Wahrheit und der Natur erklang. Und was sie in ihrer Jugend unbewusst ausübten, das wird ihnen in der Zeit des Zusammenwirkens zum letzten Zweck ihres Dichtens.

„Und edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf,"

singt Goethe und klarer noch drückt es Schiller aus in der „Macht des Gesanges":

„Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der *Natur* getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Nicht zufällig gebraucht Schiller in diesen Versen das Bild vom Kinde. Es stellt sich ihm und Goethe öfters ein, wenn sie das ewig Menschliche schildern, das in ihrer Dichtung lebt und wirkt. Dem Kinde in seiner keuschen Unschuld, in der Harmonie aller seiner Geisteskräfte und in seiner seligen Unbewusstheit gleicht das Genie, die höchste Erscheinung des Menschen. „Naiv muss jedes wahre Genie sein oder es ist keines", ruft Schiller aus, und Goethe singt:

„All unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewussten Momente,
Wie könnte denn die Rose blüh'n,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte."

Das Volk, „das es in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte", die Franzosen, hatten den Begriff des Naiven schon früh entdeckt, aber unter den Deutschen erst, die der Natur treu geblieben waren, kam das Naive zur Rettung der Menschheit zum vollen Ausdruck. Und wie kam es, dass gerade die Deutschen dazu auserwählt waren?

„*Den deutschen Frauen danket!* Sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,"

singt Hölderlin. Ja, zu der Wiedergeburt des reinen Menschentums, die unsere Dichter schufen, gehört auch die Wiederentdeckung reinen Frauenwesens, in dem sich, wie in dem Kinde, die Natur am treuesten offenbart. Während die französisch gebildete Welt jener Zeit — und die französische Bildung beherrschte damals die Welt — das Weib zum Genussmittel erniedrigte, und über die Liebe witzelte oder in stelzenhaften Phrasen deklamierte, singt Schiller den unsterblichen Hymnus:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,"

denn:

„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte
Treue Töchter der frommen Natur."

Und das letzte Wort des scheidenden Goethe, der wie kein anderer Dichter der Welt edles Frauentum verherrlichte und so die enge Verwandtschaft zwischen dem Genius und der Frauennatur bekundet, war:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Die Rückkehr zur reinen Natur, die Wiedergeburt schöner Menschlichkeit ist allein durch die Kunst, besonders aber die Poesie möglich. Der Genuss der Poesie ist wesentlich ein Nachschaffen, die Dichtung als Produkt der harmonisch wirkenden Geisteskräfte bringt in uns die Wirkung hervor, dass sie uns zu vollen, ganzen Menschen macht. Niemand hat dies klarer gesehen als Schiller, wenn er sagt: „Die wahre Kunst hat es nicht bloss auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloss vorübergehend in einen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern *ihn wirklich und in der That frei zu machen.*" Damit ist denn die *Freude* als Ziel der Kunst verknüpft. „Der höchste Genuss, den sie gewährt, ist die Freiheit des Gemütes in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte." Und dies vollbringt die Dichtung, indem sie uns in die Welt des schönen Scheines einführt, ja uns erkennen

lehrt, dass im Schein, den wir um die Dinge weben, und nicht im abstrakten Gedanken die Wahrheit zu finden ist. Denn überall, wo Leben wirkt, hüllt es sich in den farbigen Schleier des Scheines, nur der Tod, das Nichts, ist farblos, grau und starr. Und der Dichter, als Vertreter höchsten Lebens, weckt uns jugendliche Freude am Leben, indem es zur Quelle alles Lebens zurückführt und dessen heiligen Sinn tiefsinnig auslegt.

Das ist in ganz groben Umrissen ein Bild von der verjüngten Menschheit, die unsere Dichter schufen, und an deren Verwirklichung sie ihre beste Kraft setzten. So lässt es sich erklären, wie durch ihr ganzes Wirken eine erzieherische Absicht geht, wie sie uns Idealbilder einer schöneren Menschlichkeit aufstellen, denen ähnlich zu werden sie von uns fordern, wie sie es von sich selbst verlangten. Kein Wunder, dass die Zeitgenossen erstaunt aufhorchten, dass die altersschwache französische Geistesbildung, die die Welt beherrschte, langsam ihre letzte Stunde heranrücken sah. Wie Frühlingswehen zog es namentlich durch die jüngeren Geister und so singt der junge Friedrich Schlegel zu Anfang des Jahres 1800:

„Europas Geist erlosch, in Deutschland fliesst
Der Quell der neuen Zeit....
Des Geistes heiligen Krieg kämpft, treu wie Ritter!

Damals war es, dass der deutsche Genius, wie der Frühling von Land zu Land zu ziehen begann, und es gereicht *Amerika* nicht zu geringem Ruhme, dass es eines der ersten Länder war, die ihm seinen Einzug gewährten. Ich rede hier nicht von der deutschen Einwanderung, die, soweit sie überhaupt vom Geiste Goethes und Schillers erfüllt war, vielleicht hier und da das Verständnis für die grossen deutschen Dichter vermittelte. Unabhängig von der deutschen Einwanderung und erst später von einzelnen hervorragenden Deutschamerikanern, wie Follen, Lieber und anderen gefördert, hielt der deutsche Genius in das höhere amerikanische Geistesleben seinen Einzug, um ihm, was wenige wissen, für immer seinen Stempel aufzudrücken. Ja, wir Deutschen in Amerika dürfen es wohl als eine wunderbare Fügung preisen, dass es der Geist Goethes und Schillers war, der, als man in Amerika begann, ein unabhängiges Geistesleben zu schaffen, Weg und Ziel wies.

Dasselbe Buch, das Thomas Carlyle zu seiner Begeisterung für deutsche Litteratur führte, das Buch der Französin Madame de Staël über Deutschland, sollte auch hier seine Wirkung bewähren. In dem Werke der geistreichen Frau, die das Wesen der deutschen Litteratur tiefer als andere Ausländer erkannte, kam der Satz vor: „Es mag sein, dass die Jugend des Menschengeschlechts für immer dahin ist, indessen glaube ich in den Schriften der Deutschen eine neue Jugend zu bewahren.“ Und wie neue Jugend schien die deutsche Litteratur auf die hervorragendsten

Geister Amerikas, die sich seit 1815 besonders an der Harvard Universität zusammenfanden, auf Männer wie Edward Everett, Geo. Bancroft, C. C. Felton, Longfellow u. a. zu wirken. Ein Entzücken ergriff die Geister bei der Entdeckung der Schätze deutscher Litteratur, schreibt ein Zeitgenosse, als habe man eine wunderbare nie geschaute Insel in der Südsee gefunden. Es waren in erster Linie die Dichtungen Schillers und Goethes, die diese Zauberkraft ausübten.

Schon im Jahre 1812 veröffentlichte Everett einen Aufsatz über Goethe, worin er beklagt, dass von diesem Dichter nichts als eine wertlose Übersetzung des Werther und eine noch schlechtere des Faust bekannt sei, und worin er auf die grosse Bedeutung des Dichters hinweist, ja sogar eines seiner Lieder übersetzt. Einige Jahre später erschien eine Besprechung des Lebens und der Werke Schillers von Geo. Bancroft, die gleiche Begeisterung für deutsche Litteratur atmete und ebenfalls Übersetzungen von Schillers Gedichten brachte. Wie die ersten Humanisten des 15. Jahrhunderts ein Durst nach griechischer Weisheit und Poesie, so ergreift die führenden Geister Amerikas ein Durst nach deutscher Litteratur, und rührend ist es zu sehen, mit welchen Opfern sich diese Männer dem Studium unserer Sprache hingeben, um zu den Geistesschätzen zu gelangen, die ihnen ein neues Leben versprechen, wie sie es weder bei Engländern noch Franzosen finden konnten. Damals, im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, beginnt auch die Wanderung hervorragender Amerikaner nach dem Mekka der deutschen Universitäten, die bis auf unsere Tage dauert. Es war ja die Blütezeit deutscher Wissenschaft, die Zeit, wo die Saat, die Goethe und Schiller und die übrigen Grossen gestreut hatten, auf allen Gebieten deutschen Geisteslebens aufging; es war die Zeit, wo Deutschland die Führung der Geisteskultur übernahm. Wer vermöchte zu sagen, wie viele dieser Keime von damals bis heute nach diesem Lande verpflanzt wurden! Zuerst zeigte es sich auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft, damals noch die Hauptstärke der amerikanischen Colleges. Nicht von Engländern und Franzosen, sondern von den Deutschen allein können wir lernen, ruft ein klassischer Philologe damals aus. Und man braucht nur die Liste der Bücher nachzusehen, die seit 1820 veröffentlicht wurden, um zu gewahren, dass unsere amerikanischen Studenten keinen lateinischen oder griechischen Klassiker gelesen haben, dessen Text nicht auf die Arbeit deutscher Gelehrter zurückgeht. Begeisterung und Bewunderung erregend wirkte der Geist deutscher Wissenschaft, der sich im Fleiss, in der Gründlichkeit, im grossen freien Blick und in der tiefen Auffassung offenbart. Und nicht nur die klassische Philologie, auch die Geschichte, die Staatswissenschaft, die Mathematik und die Naturwissenschaft wurden nach und nach vom deutschen Geiste umgestaltet, ja selbst die Theologie konnte und kann sich seinem Einfluss nicht mehr entziehen. Und soll ich hier von

dem Siegeszug reden, den die deutsche Musik seit jener Zeit über das ganze Land hin gehalten hat? Sogar in der amerikanischen Litteratur zeigte sich der Einfluss des deutschen Geistes. Schon im Jahre 1745 bemerkte ein amerikanischer Schriftsteller: „Unser Zeitalter ist gelehrt, geistvoll und nachahmend. Unsere amerikanischen Dichter bilden sich immer mehr und mehr durch Übersetzten aus dem Deutschen und es ist kein Wunder, dass ihre späteren Arbeiten den Stempel der deutschen Studien tragen.“ Was würde der Mann erst heute sagen, wo es keinen Gelehrten von Ruf in Amerika giebt, der nicht sein Bestes deutscher Wisschenschaft verdankt, wo es in unserem Lande keine höhere Unterrichtsanstalt mehr giebt, an der die Sprache Schillers und Goethes nicht gelehrt wird!

Ja, wie der Frühling wandelt der Genius von Land zu Land, und der Angelsachse, der vor 1500 Jahren die deutsche Heimat verliess, darf sich heute mit uns Deutschen auf amerikanischem Boden vereinen, um den Genius zu feiern, der der höchste Ausdruck des gemeinsamen germanischen Lebens ist. In den Sagen und Mythen aller Völker finden wir die grossen Gegensätze der Menschennatur in Doppelgestalten als friedlich kämpfende Heroen oder als Götter des Lichts und der Finsternis verkörpert. Aber nur das deutsche Volk kennt als Spiegel seines Wesens das Heroenpaar, das sich zu friedlichem höheren Streben die Hände reicht, das Bild der in Freundschaft und Liebe überwundenen Gegensätze, das Bild höchsten Menschentumes, wie es in Goethe und Schiller erscheint. Möge ihr Standbild uns in alle Zukunft als Vorbild leuchten, dass sich Deutsche und Angelsachsen die Hände reichen, um auf dem freien Boden Amerikas dies höchste Menschentum im Wahren, Guten und Schönen zu verwirklichen.

Das Mädchen von Fort Henry.*

Von *Dr. H. H. Fick,* Cincinnati, O.

„Die roten Teufel nah'n dem Fort,
Vom weissen Schuft geführet!
Schnell, räumt die off'ne Siedlung dort,
Bringt Weib und Kind an sichern Ort!“
Der Oberst kommandieret.

---

*) *Anm.* Die geschilderte Begebenheit trug sich im Jahre 1777 zu, als eine Indianerbande unter Anführung des weissen Renegaten Simon Girty das Fort Henry, unser heutiges Wheeling, W. Va., belagerte. Der Name des wackeren Mädchens war Elisabeth Zane.